

In Dunkel gehüllt.

Roman von H. Wilden.

(8. Fortsetzung.)

Die Trostlosigkeit ihres Blicks schied den ersten Mann tief ins Herz. Da aber das Schicksal seinen Lauf nehmen mußte, so war es bester, Lissolotte vor von allem unterrichtet, bevor die Testamentseröffnung stattfand. Wenn auch die Kenntnis von einem gänzlich leeren Ausgehen in der Erbschaftsfrage an sich hart war, so blieb doch der grösste Schmerz: der gänzliche Mangel des Hauses.

Es war dem Regierungsrat zwar ein kleiner Trost, dem Ereignis nicht vollständig hilflos gegenüber zu stehen. Wieviel seine Schwester ihm zugegeben, wußte er zwar nicht, immerhin würde er doch zuantun seines Bruders auf die Erbschaft verzichten.

„Laß uns vorerst zu Deinem Vater gehen,“ hat Max Ollenschläger, um noch etwas Zeit zu gewinnen. Hauptächlich aber war es ihm darum zu tun, daß seine Schwägerin zuvor das Haus verlassen hatte. Eine Frau wie Leonie stellte man am besten einem fait accompli gegenüber, da sie in ihrem kindlichen Übermaß demüthigen Darlegungen und einleitenden Vorbereitungen doch nur unzulänglich blieb.

Max Ollenschläger konnte sich, wie das bei allen, die mit Frau Leonie zusammenkamen, der Fall war, gleichfalls dem Zauber nicht verschließen, der von dem reizvollen Weibe ausging; allein in seinem Innern empörte sich doch etwas gegen die Frau seines Bruders. Der Regierungsrat liebt ein gleichmüthiges ruhiges Wesen, sanfte Weichlichkeit und ein Verständnis für alle Lebenslagen. Überflüssigkeit und das Aufgeben in alle Nichtigkeiten des Lebens waren ihm zuwider.

Und dennoch, wie sehr konnte er seinem Bruder nachfühlen, wie sehr begreifen, daß er diesem glänzenden Faller ganz verfallen war.

„Ostel und Nichtel stunden am Krankenbett. Friedlich lag Georg Ollenschläger da. Kein Fieber, das ihm die Wangen röthete und Unruhe im Bute erzeugte. Und doch hätte der Regierungsrat seinen Bruder lieber sich in wilden Fieberphantasien wälzen sehen mögen. Es wäre doch Naturkampf gewesen. Dieses stille Dahliegen mit den leeren Augen, das war trostlos.“

Der gesunde Mann wachte sich mit einem Schauer ab.

„Komm, Lissolotte, führe mich in Dein Zimmer,“ sagte er leise, seinen Arm in den des jungen Mädchens schiebend.

Sie gingen schweigend hinaus. Soeben setzte sich die Maschinistin in Bewegung; die schöne Frau fuhr mit ihrer Jungfer in die Stadt, Einkäufe zu machen.

Auf der Etage nach dem hinteren Garten hinaus hatte Lissolotte ihre beiden Zimmer. Der kleine Salon war ganz in hellblauer Seide gehalten, die Möbel aus Satinholz, Teppiche und Fenstervorhänge in den lieblichsten Farbtönen. Alles in der zierlichen Form Maria Antoinette. In der Gruppierung der Möbel herrschte eine laparigste Mannigfaltigkeit, die die Eleganz des Raumes vortrefflich hob.

Die Türen nach dem kleinen Salon fanden weit geöffnet, Lissolotte schloß dieselben, denn das Wetter war rau und unfreundlich.

„Seh Dich, Ostel,“ lud Lissolotte ein. Sie selber ließ sich auf einen zierlichen Sessel nieder.

Max Ollenschläger schob seinen Stuhl dicht neben den der Nichte. Er ergriff ihre Hand und er fühlte, daß sie zitterte.

„Ich kann eigentlich nicht gut große Vorbereitungen vertragen, lieber Ostel,“ sagte Lissolotte etwas ungeduldig. „Mach also, bitte, keine langen Umschweife. Ich kann mir absolut nicht denken, was für ein Unheil noch bevorsteht. Ich bin müde, das schwere, was uns treffen konnte, ist Papas gänzlicher Niederbruch.“

„Das ist das schlimmste,“ stimmte der Regierungsrat in voller Ueberzeugung zu. „Und wäre nicht die kleine, liebe, verwöhnte Mama, es würde mir das, was ich Dir sagen muß, nicht so schwer gefallen. Du bist ein vernünftiges Fräulein.“

„Kann Ostel, also?“

„Hast Du Dir je Gedanken darüber gemacht, oder hastest Du eine Ahnung, was es mit euren Vermögensverhältnissen stand?“

„Das also ist?“ Lissolotte tief erlebend aus. „Nein, wie käme ich dazu, mit irgendwelchen Gedanken zu machen. Papas kräftige Hand leitete alles und führte uns.“

„Die Hand war kräftig. Und ihr konntet euch ihrer Führung natürlich ohne Sorgen anvertrauen. Allein der Mensch kann irren. Dein lieber Papa hat sich da in eine Menge Unternehmungen verstrickt, er wollte euch keine Einschränkungen auferlegen, handelte nach dem besten Glauben.“

„Natürlich, der arme, gute, liebe Papa!“

„Und nun, Lissolotte?“

„Sind wir bankrott?“

„So ungefähr. Das möchte Dein Vater wohl schon hart im Kopfe herumgegangen sein. Neue Erwerbsquellen mühten gefunden werden, solche gefährlichen Spekulationen ist und bleibt doch nur ein Bazarier-Spiel.“

„Der arme Papa! O und die arme, arme Mama.“

Dann aber schmeckte sie lebhaft emporen. Sie legte ihre Hand auf den Arm des Regierungsrats.

„Aber, Ostel, mag es auch pietätlos klingen, es ist doch Tatsache, durch den Tod der Tante stehen die Eltern ja nicht ganz mittellos da.“

„Meine kleine uneigennützigste Lottie, immer nur die Eltern. Denkst Du denn gar nicht an Dich?“

„Ich komme doch erst in zweiter Linie in Betracht. Denn, Ostel, ich bin jung. Wenn es sein muß, kann ich arbeiten. Und dieser Luxus hier — ihre Blide glitten über die elegante Einrichtung — freilich, er hat mir Freude gemacht. Ich liebe Eleganz, bin ja daran gewöhnt. Nichts desto weniger kann ich das alles entbehren. Um mich brauchst Du Dich nicht zu sorgen, Ostel. Und Papa, wenn er gesund wäre, käme wohl wieder hoch. Doch Mama, meine arme, arme Mama.“

„Das ist es ja eben, was auch ich tief empfinde. Wie wird sie die veränderten Verhältnisse ertragen?“

„Schwer, Ostel, es wird schrecklich sein. Aber sind denn nennenswerte Einschränkungen so unumgänglich nötig? Mit dem Erbteil!“

„Sprich nicht weiter, mein gutes Kind. Wir haben mit nennenswerten Einschränkungen zu rechnen; meine Schwester hat ihr Geld auf Lebensrente gesetzt.“

Lissolotte griff mit beiden Händen nach ihrem Herzen.

„Nichts — nichts — ruiniert — verornt!“

„Eine Kleinigkeit, liebes Kind, ist da noch an Kapital; natürlich soll es zu eurer Verfügung stehen. Ich brauche ja nichts, habe meine gute Pension.“

„Doch Du uns nicht verläßt, Ostel, das ist ja todsicher. Was sollten wir wohl ohne Dich anfangen? Glaubst Du nicht, Ostel, daß mein Vater wieder wüßte genesen ist, er sich mit seinem Erbteil wieder in die Höhe bringen könnte?“

„Mit seinem Erbteil, Lissolotte, die Sache ist nämlich die, Justizrat Bolderer sagte mir, Dein Vater habe sein Erbteil bereits dorthin erhalten.“

Lissolotte sank in sich zusammen.

„O warum hat Papa niemals mit mir darüber gesprochen,“ rief sie aus. „Es hätte sich mit sanfter Ueberredung Einschränkungen machen lassen, sie hätten gemacht werden können. Tausende hätte man sparen können. Jetzt steht das bittere Maß vor der Tür. Gott, ach Gott, Ostel, was soll daraus werden!“

„Ich verlaße euch nicht, Lissolotte,“ stotterte der Regierungsrat mitleidig. „Guter, einziger Ostel. Wie danke ich Dir.“

Hand in Hand saßen Ostel und Nichte neben einander. Beide schwiegen jezt.

Dann sagte der Regierungsrat: „Doch hat, mein Madel.“

„Da richtete sich Lissolotte auf. „Doch ich jezt bitten, Ostel, mich allein zu lassen?“

Max Ollenschläger erhob sich und ging.

Lissolottes Blick umging ihr kleines Reich mit leblosen Blicken. Sie ging ins Schlafzimmer und sah fast mit Mühe auf ihr Bett unter der leichten, weichen Himmelstreppe.

Wie sorglos hatte sie in den ersten Reizentfällen schlafen können, Vaterliebe hatte für sie gesorgt, für sie gesorgt; Vaterliebe hatte ihr jede rauhe Berührung der Außenwelt ferngehalten, hatte den Seinen die Hände unter die Flügel gebreitet, damit ihr Lebensweg heiter und sonnig sei.

Und er hatte geirrt.

Irren ist menschlich. Es ließ sich alles ertragen, selbst die bitterste Armuth, wenn die Liebe sie beherrschte. O wie sie diesen Vater liebte, obgleich sie sich sagen mußte, daß er in seiner grenzenlosen Schwärmerei gegen die Seinen ungerecht gehandelt hatte.

Gab es keine Rettung aus diesem Labrynth?

Ja, es gab vielleicht eine. Das junge Mädchen schloß schaudernd die Augen vor diesem Ausweg.

Allein wenn sie sie auch schloß, sie konnte doch nicht hindern, daß eine Menschenruine vor ihr stand. Ganz deutlich sah sie diese Jammergehüllten alten Gedenken mit dem nachbleibenden Gesicht, in welchem die erloschenen Augen tief in den Höhlen lagen; mit dem unsicheren Gang und der etwas gebeugten Haltung. Jener

Sie Blinden.

„Morgen, morgen? Schon so früh, Schwester?“ fragte der junge Student, der nach einer bisher glücklich überstandenen Operation in der Klinik des berühmten Professors Grünberg, des tüchtigsten Augenarztes der Hauptstadt, mit verbundenen Augen dalag. „Wirklich schon morgen?“ Seine bebenden Hände suchten die der Schwester, die sie ihm tröstend überlegte.

Sie nickte leise und antwortete mit ihrer guten Stimme: „Ja, Herr Jeners, morgen. Der Professor meint, es hat keine Gefahr mehr.“

Franz Jeners sank mit einem Seufzer auf sein Lager zurück. Er wußte: die schwerste Entscheidung seines Lebens stand ihm bevor, die größte Sehnsucht seiner Seele sollte verwirklicht werden: er sollte das Licht sehen, von dem er in all den dunklen Jahren seines Lebens — er war als Blinder geboren — so viele herrliche Dinge gehört hatte: dieses kostbarste Licht, das er nicht sah, das aber um ihn herumkullerte in Linden Wäldern und das er ahnte und fühlte mit der ganzen Kraft seines Herzens.

Aber er vermochte nicht dem großen Augenlid der Betäubung mit leichter Entgegenzujauchzen. Nicht nur, daß er an dem Wunder zweifelte, das ihm die Kunst des Arztes in Aussicht stellte: eine ungeheure Angst lebte in ihm vor einem scheinbar unfassbaren Schicksal, das ihn hinter der Pforte des Lebens erwartete.

Franz Jeners war von jeher ein seltsamer Mensch gewesen. Die angeborene Blindheit hatte seine Sinne zu einer noch größeren Schärfe und Feinheit entwickelt, als sie den meisten Blinden ohnehin eigen ist. Er hatte ein sehr wohlhabendes Eltern in großer Stille und Einsamkeit gelebt und sein seltsames Leben hatte sich auf wunderbare und entlegene Wege verirrt. Er konnte stundenlang in dem weltverlorenen alten Garten seines Elternhauses vor sich hinstarren, und vor seinen blinden Augen gaukelten ganze Farbenharmonien von Licht vorüber, die er mit schmerzlicherer und innigerer Inbrunst genoß, als er jemals ein Sehender hätte tun können. Er erlernte die Blindenschrift, und die großen Wunder des menschlichen Geistes taften sich ihm auf: die Weisen aller Völker und Zeiten traten in den stillen Kreis des einsamen jungen Menschen, sein Geist erreichte sich, seine Seele regte ihre Flügel und eine unendliche Sehnsucht nach großen und schönen Dingen erfüllte sein Herz.

Zu dieser Zeit wurde das dem Hause seiner Eltern zunächst liegende Landhaus von einer Witwe bezogen, deren einzige Tochter gleich ihm blind war. Es wohnte sich, wie das kind anders zu erwarten war, sehr bald ein freundschaftlicher Verkehr zwischen den beiden Familien an. Maria, die Tochter, ein blondes junges Mädchen von lieblicher Zartheit, war erst vor wenigen Jahren erblindet. Alle Versuche der Ärzte, ihr Augenlicht zu erhalten, waren vergeblich gewesen, und so hatte sich die Mutter mit ihrem Kinde, das in stiller klagender Annuit sein schweres Schicksal trug, in die Einsamkeit der kleinen Stadt zurückgezogen, wo das Gras auf den Straßen wuchs und die alten grauen Mauern der Gärten von Heckenrosen und Efeu überrankt waren.

Zwischen Maria und Franz bildete sich mit der Zeit ein tieferes Verhältnis heraus. Allmählich freilich, sehr allmählich, denn Franz war ein scheinbar Mensch, und es war für ein weibliches Wesen nicht leicht, in die Abgeschlossenheit seines Herzens einzudringen. Aber Maria gelang es. Sie war von allen Menschen abgeschnitten, und das war ihr am liebsten, denn sie war zu feinfühlig, um die abgestandenen Pfaffen des Bedauerns und verlegener Schonung zu ertragen, mit der man ihr zu begreifen pflegte. So war in ihr eine große Leere, und Franz mit seinem überlegenen, tiefen Geist und dem lebensschaffenden Schwunge seiner Seele war ganz dazu angetan, ihr Inneres auszufüllen. Er lehrte die neue Freundin die Schrift der Blinden, er las ihr aus den großen Dichtern und Dichtern vor, und an manchen Sommerabenden, wenn die Kelche der Blumen sich öffneten und die schwebenden Räfte mit bereuchendem Duft erfüllten, läßt sich die Seelen der beiden jungen Leute, die dicht nebeneinander auf der Rajantent unter der schwarzhaltenden Kastanie des Jeners'schen Gartens saßen, in der Harmonie des Welltalls und in dem leisen Gefühl auf, das wir Menschen Liebe nennen.

Aber Maria liebte Franz nicht so wie er sie. Wohl bewunderte sie seinen Geist, der sie aus der Dunkelheit emporhob, wohl empfand sie seine Nähe als die des einzigen Freundes, denn sie auf der Welt hatte, wohlwollend und beruhigend — aber sie konnte sein Antlitz nicht, und ihre Sinne entbehrten jener wunderbaren Feinfühligkeit des geborenen Blinden, der sich durch eine leise Berührung mit der Hand, durch den Duft des Haars und durch ein seltsames inneres

Unsere Schnittmuster - Offerte.

Es war gerade damals in die kleine Stadt die Kunde von einer neuen Operation gedrungen, durch die Professor Grünberg in hoffnungslosen Fällen von Erblindung Wunder bewirken konnte, und beide Familien hatten nicht gegögert, ihre Kinder zur Vornahme der Operation in die Hauptstadt zu bringen. Nach kurzer Untersuchung hatte sich der Professor bei beiden Patienten für die Operation entschieden und diese unverzüglich vorgenommen, nachdem er zuvor die beiden Mütter, die ihre Kinder begleitet, aus der Klinik ins Hotel verwiesen hatte, wo sie den weiteren Verlauf der Dinge abzuwarten hatten.

Nun lagen Franz und Maria, weit voneinander getrennt, mit verbundenen Augen und harten des Tages, an dem die Binde von ihren Augen fallen sollte. Maria tat es mit stiller Freudigkeit. Sie war eine hellere, gelassene Natur, und die väterliche Güte des Professors hatte ihr ein grenzenloses Vertrauen eingeflößt, sie glaubte seinen ermutigenden Worten, sie wußte, daß alles gut werden würde, und hinter der Pforte des Lichtes, die sich ihr jezt aufthat, lag nichts als Freude, lag das rubige Glück der Mädchenjahre, das ihr jezt noch schöner und lieblicher als je zuvor erschien — und — es durchzitterte ihr Herz — da war Franz, dessen Bild ihr jezt immer deutlicher wurde und ihr in den glänzenden Farben einer mädchenhaften Schwärmerei entgegenkam. All seine guten, ersten Worte klangen in ihrer Seele wieder — ja er mußte schön sein und jung und stark, und sie würden gewiß sehr glücklich miteinander werden.

Franz Jeners aber fühlte, wenn er seinen Körper auch nie mit Augen gesehen hätte, daß er häßlich war, traurig häßlich: ein kleiner, kümmerlicher Mensch mit ungelassenen Gliedern und einem verhassten Rücken. Er fühlte das: und leise Reden der Diensthofen, die er als Knabe aufging, hatten ihn darüber aufgeklärt, wenn es ihm nicht sein eigenes Empfinden gefügt hätte. Und diese Angst war es, die sich mit seiner grenzenlosen Sehnsucht, nach dem Licht mischte, die Angst vor seiner eigenen Klugheit, die Angst vor Marias erschrockenen und entsetzten Augen. So hatte er nur gögged in die Operation gewilligt: ein Jögger, das Frau Jeners sehr fälschlich als eine physische Jurakamkeit deutete und bei ihrem Schick recht ungewohnt und befreundlich fand.

Am andern Morgen brachte die Schwester ihrem Lieblingspatienten die Nachricht, daß Maria toben die Binde von den Augen genommen und daß ihr Sehvermögen offenbar vollständig wiederhergestellt war. „Und nun wird es auch mit Ihnen gut werden, Herr Jeners,“ meinte sie beruhigend. „Der Professor wird gleich kommen.“

Franz klopfte das Herz zum Zerbrechen, und für einen Augenblick trat der alles beherrschende Gedanke an Maria in ihm zurück. Licht sollte es werden, Licht um ihn her — all die Dinge, die er bisher geträumt und gefühlt hatte, sollten nun mit einem Mal vor ihm stehen in ungeahntem Glanze, neu geboren, emporgetaucht aus dämmernder Verschleierung, zu herrlicher Klarheit.

Der Professor war da, ehe Franz noch dessen verah. Er löste die Binde, ruhig, sachlich — und ein Chaos trat sich vor dem Genesenden auf. Die Formen der Dinge, die er so oft abnungsvoll vor sich gesehen hatte, dehnten sich, wuchsen, verzerrten sich zu seltsamen Gebilden. Der Arzt führte ihn sanft aus dem Zimmer, und nun blühte er hinunter auf einen stillen Hof mit schönen alten Bäumen, die in wohlwunder Dämmerung dalagen. Allmählich traten die Umrisse und die Verhältnisse der Dinge klarer hervor, seine Brust bebte ruhig bei schlagen und ein Gefühl von Kraft, von Genesung, von Hoffnung begann sein Inneres zu durchströmen.

Seine Bitte, Maria sehen zu dürfen, hatte der Professor in seiner überlegenen Art, die keinen Widerpruch zuließ, abschlägig beschieden. Da vorläufig für beide Patienten alle Erregungen zu vermeiden waren. Aber je länger Franz auf das Wiedersehen wartete, desto mehr hing seine Unruhe, und der leidenschaftliche Wunsch, der Geliebten ins Auge zu blicken, überzog sogar die quälende Befürchtung, ihr abstoßend zu erscheinen. Die Formen, die Farben der Gegenstände, die sich ihm allmählich erschlossen, enttäuschten ihn beinahe. Es war ja alles nur Vorbereitung, Abklang, Verheißung — das Leben war bei Maria, und er streckte seine beiden Hände dem Glücke entgegen, das vor ihm lag.

Wenige Wochen nach dem ersten Sehversuche hing Franz, auf dem Arm seiner treuen Pflegerin gestützt in den stillen Garten hinaus. Die Schwester ließ ihn bald allein, und er

Der „Omaha Tribune“ Pattern Coupon.

Ich wünsche Muster No.

... Soll, Brust- oder Taillenumriß

(Jahre bei Kindermaßen.)

Name

No. Straße

..... Stadt



Ein nettes Hauskleid. Chambray, Gingham, Percale, Flanelle, Lawn und andere waschbare Stoffe sind sehr zu diesem Modell geeignet. Das Modell ist leicht zu machen und kann mit einem halben runden Arzgen gemacht werden. Das Muster ist in 8 Größen geschnitten: 32, 34, 36, 38, 40 und 42 Zoll Brustweite. Es benötigt 6 1/2 Yards 36zölligen Stoff für die 36zöllige Größe. Preis des Musters 10 Cents.

Bestellungs-Anweisungen

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einbindung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich an und schicke den Coupon nebst dem oben erwähnten Preis an das

Pattern Department, Omaha Tribune, 1311 Cornard St.

Der „Omaha Tribune“ Pattern Coupon. Ich wünsche Muster No.

verant in eine unruhige Träumerei. Die Linden blühten und der Sommerabend war voll bezaubernder und verwirrender Düfte. Mit einem Male rauschte ein Frauengewand — eine jähle Ahnung ließ Franzens Herz still stehen — und als er sich umdrehte und erschrocken umwandte stand Maria vor ihm.

Sie war es. Sie mußte es sein. Sein Blick umfasste sie in aufleuchtender der Seligkeit. Alles, was er geträumt hatte, stand lebend vor ihm. Und er trat ihr, von einer unwiderstehlichen Macht getrieben, mit ausgebreiteten Armen entgegen.

Aber da sah er ihre Augen: große, furchige Augen, die mit einem Ausdruck unendlichen Erstaunens, vollkommener Fremdschaft auf ihm ruhten. Und er begriff: Maria ahnte nicht einmal, wer vor ihr stand. Sie sah nichts als einen fremden Mann — und dieser Fremde war ihr abstoßend, flüchte ihr nichts als Mißverwillen ein.

Er vermochte kein Wort hervorzu bringen, die Kehle war ihm wie zu geschnitten. Aber er wußte es mit jener hellseherischen Klarheit, die ihm von jeher eigen gewesen war: eine unübersteigbare Mauer war zwischen ihm und dem Mädchen aufgerichtet, das Leben, das er sich so nahe geglaubt hatte, war ihm für alle Ewigkeit entglitten, und er war einsamer, als er es je zu den Zeiten seiner Blindheit gewesen war.

Maria wandte sich: sie mochte es wohl nicht glauben, daß es Franz war, der vor ihr stand. Sie schloß, wie vor etwas Fremdem und Unheimlichem. Und auch Franz folgte ihr: mit schweren müden Schritten, nicht wie ein Genesender, sondern wie ein Sterbender.

Er verließ den Weg und gried in das Zimmer eines der Ärzte. Und hier sah er, was ihm bisher ein glücklicher Zufall oder argle Fälschung besorgen hatte: im Spiegel sein eigenes Bild. Da neigte er das Haupt und blieb stumm und rang mit seinem Schicksal.

Als Maria, der die Erscheinung des fremden Mannes nur wie ein böser Traum gewesen war, nach Herrn Jeners fragte, ergab es sich, daß er in aller Freilich bereits abgetrennt, verwirrt, bekümmert. Aber das Leben begann von allen Seiten zu ihr zu sprechen, und so geriet der Freund bald in Vergessenheit. Franz Jeners lebte nur auf ein paar Tage in die Heimat zurück. Er begrub dort seine alte Mutter, die gerade damals verstorben, und siebete dann nach der Hauptstadt über, wo er sich durch seine Studien einen Namen erworb. Er konnte nicht als ein bekannter Gelehrter und als ein einsamer Mann gestorben.

— Nur! Mutter: ... Was? Ein fremder Herr ist auf dem Bahnhof auf Dich zugewandert und hat behauptet, er sei Dein Vetter? Wie ist denn das möglich?

Tochter: „Ich glaube es auch nicht recht, und gab ihm auch nur so oberflächlich einen Kuß!“

— Mit verstärkten Mitteln. Schwiegermutter (Die sich bei dem Spektakel, welchen ihre 3 Enkel mit ihren Trompeten machen, entsetzt die Ohren zupfält): „Aber Kinder, um Gotteswillen, das ist ja zum Davonlaufen!“

Einer der Enkel: „Das sollst Du je auch! Und wenn es nichts hilft, hat Papa gesagt, dann lauft er jedem von uns noch eine Trommel dazu!“

— Entschuldigung. Hausherr: Mit schiefen Haken unter den Stiefeln kommen Sie zu mir und werden um meine Tochter? Beweiser: Die habe ich mir nach Ihrer Tochter bereits abgelaufen.

Sechtes Kapitel.

Am zwei Uhr sollten Frau von Hunns irdische Reste der Gruft übergeben werden.

Es war ein großes Gefolge, prunkvoll gekleidete sich der Leidenszug. Der ganze weit ausgedehnte Bekanntheitskreis der beliebten Dame versammelt sich schon früh auf dem Obdormer Friedhofe, um der so plötzlich aus dem Leben Gerastten das letzte Geleit zu geben.

Auch Fernerstehende liehen es sich nicht nehmen, sich dem Trauergefolge anzuschließen, und nach Tausenden zählte die sensationslüsterne Menge, welche die Reuarter betrieff.

Lissolotte stand mit dem Regierungsrat in der kleinen Kapelle am Ende der Dahingefahrenen. Der Geistliche sprach segnende Worte; er gedachte des labellösen, mütherhaften Lebenswandels der Geschiedenen, denn Frau von Hunn hatte viel Gutes getan.

Es waren schöne Worte und sie rührten den Kreis der Nachbesehenden, zu deren Ohren sie drangen, zu Tränen.

Lissolotte fand keine Andacht. Sie hörte offenbar die Worte gar nicht; denn wenn schon auch ihr Körper trauernd am Sarge der Verstorbenen stand, ihre Seele war daheim bei der Mutter.

Noch hatte Lissolotte nicht den Mut gefunden, ihre Mutter aufzusuchen. Es mußte sofort nach ihrer Rückkehr geschehen.

Frau Leonie hatte sich hartnäckig geweigert, der Beerdigung beizuwohnen. Es war niemals Selbstbeherrschung von ihr verlannt worden, sie hatte sie auch heute nicht so viel Ueberwindung, ihre Schwägerin zur letzten Ruhe zu geleiten.

Es war durchaus keine Abneigung gegen die Schwägerin dabei im Spiel. Sie hatte gegen die Schwägerin ihres Mannes niemals eine direkte Abneigung gehabt. Sie war ihr nur unbehaglich gewesen.

Nein, das war es nicht; sie würde sich ebenfalls geweigert haben, Mann oder Tochter auf ihrem letzten Wege zu begleiten. Ihr Gemüt war im Grunde weich, sie würde einen berartig trostlosen Anblick, wie ihn eine Beerdigung gewährt, lange nicht vergessen können. Die Erinnerung daran würde ihr den Schlaf einiger Nächte rauben, wennschon sie tagsüber den Einbruch überläufigen konnte. Sie war ja auch durch Lissolotte vertreten.

Um sieben Uhr noch am heutigen Tage sollte die Testamentseröffnung bei Justizrat Bolderer stattfinden. Dieser Akt war der lebensfrohen Frau ungleich interessanter. Hier durfte sie nicht fehlen, denn noch trieb nichts ihr Interesse an der großen Erbschaft, deren Höhe sie in einigen Stunden erfahren sollte.

Lissolotte aber raubte der Gedante an die bevorstehende Unterredung mit der Mutter jede Andacht.

(Fortsetzung folgt.)